Allerlei für's Haus.

Wasserdichte Strickwaren. So angenehm die wärmende Wirkung von Wollsachen in trockenem Zustande ist, so unangenehm wirken die Wollsachen, wenn sie naß werden und gewöhnlich auch lange Zeit zum Trocknen brauchen. Unter solchen Umständen können die Strickwaren noch zur Erhöhung des Frostgefühls führen. Zur Vermeidung dieses Uebels kann man sich aber eines Verfahrens bedienen, das jeder Hausfrau ermöglicht, die Wollsachen wasserdicht zu machen. In ein Gefäß, das je nach der Größe des betreffenden Stückes gewählt wird, gießt man Wasser und mengt es mit essigsaurer Tonerde in der Weise, daß auf neun Teile Wasser ein Teil essigsaure Tonerde kommt. Man läßt die Wollsachen ungefähr eine halbe Stunde in dieser Lösung liegen, drückt sie dann nach dem Herausnehmen möglichst gut aus und hängt sie zum Zwecke raschen Trocknens an einen sehr heißen Ofen. Dies ist besonders wichtig, da bei einem allmählichen Trocknen das ganze Verfahren nicht taugt. Geschieht das Trocknen aber schnell, so hat der Stoff seine Fähigkeit, Wasser anzunehmen, verloren. Im allgemeinen wird durch die oben genannte Lösung kein Stoff geschädigt, bei besonders empfindlichen Stoffen aber kann man vorher zur Vorsicht eine kleine Probe machen. Unbesorgt kann man gestrickte Pulswärmer, Kopfschützer, Handschuhe in die Lösung werfen, da die essigsaure Tonerde sie in keiner Weise angreift. Die so behandelten Wollsachen riechen anfangs ziemlich empfindlich nach Essig, doch geht der Geruch an der frischen Luft schnell wieder verloren. Auch ganze Wollmäntel lassen sich auf diese Weise „imprägnieren".

Kleider-Reinigung. In eine kleine Wanne oder einen größeren Eimer schütte man ¾ Quart einfachen Essig, füge soviel kaltes Wasser hinzu, daß das Gefäß fast voll ist. In dieser Mischung schwenke man den Rock, der zuvor durch Klopfen und Bürsten vom Staub gereinigt wurde, ordentlich hin und her. Lose ausgedrückt, wird der Rock über ein Holz-Plättbrett gezogen und ordentlich, die Bürste immer wieder in das Essigwasser tauchend, gebürstet, hierauf noch einmal in demselben Wasser gut durchgeschwenkt, lose ausgedrückt und im Schatten angetrocknet, darauf, noch feucht, auf dem Bügelbrett von links trocken gebügelt. Der Rock wird durch dies einfache Verfahren nicht nur rein, sondern wieder tiefschwarz, wie neu. Ein Versuch wird den Beweis liefern. Auch gute fleckige Tuchröcke reinigt man auf diese Art, und sie werden wunderschön, natürlich muß man beim Bürsten acht geben, wie der Stoff läuft, damit nicht „gegen den Strich" gebürstet wird. Herren-Gardegobe läßt sich so sehr gut reinigen. Beinkleid und Weste kann man gut selbst trocken bügeln, das Jackett läßt man, damit es gute Fasson behält, am besten beim Schneider aufbügeln.

Saurer Rahm. Es ist für den bescheidensten Haushalt möglich, ohne Kosten stets saure Sahne zum Sonntagsbraten vorrätig zu haben, wenn man von der täglichen rohen Milch ein kleines Schlückchen in einen bestimmten Sammeltopf tut, und alle Tage frische hinzufügt. In einigen Tagen, selbst im Winter, ist sie gesäuert und zum Verbessern der Saucen zu gebrauchen.

Küchenmöbel. Wenn man die Küchenmöbel jährlich mit einem neuen Lacküberzug versehen würde, würden sie wohl bald unansehnlich werden, denn Lack, zu oft aufgetragen, wird mit der Zeit rissig, weil in der Küche viel geheizt wird, und erschwert nur das neue Streichen der Möbel. Die Möbel müssen dann, wenn man sie neu streichen will, abgebeizt werden, was viele Mühe kostet. Außerdem ist der Anstrich im Eichenton schon fast veraltet, denn die moderne Küche ist doch jetzt grau, grün oder weiß gestrichen. Wenn man daran etwas tun will, kann man sich die Küchenmöbel mit gutem Emaillelack streichen oder streichen lassen. Den Emaillelack bekommt man in jeder gewünschten Farbe. Der Lack ist zwar etwas teurer als der gewöhnliche Küchenmöbellack, die einmalige Ausgabe lohnt sich aber. Erstens lassen sich die Möbel spielend leicht reinigen, man braucht sie nur mit dem feuchten Seifenlappen abzureiben, und alle schmutzigen Stellen verschwinden sofort. Zweitens halten die Möbel, mit Emaillelack gestrichen, Jahre lang, denn der Lack wird steinhart. So gestrichene Küchenmöbel machen der Hausfrau Freude, und die Hauptsache dabei ist doch, daß man wöchentlich einmal die Möbel gründlich reinigen kann, was bei dem gewöhnlichen Lack doch nicht der Fall ist. Wenn man diesen abseifen würde, hätte man in kurzer Zeit wohl keinen Lack mehr an den Möbeln. Außerdem hat der Emaillelack einen schönen Glanz, denn die Hausfrau hat es doch gern, wenn in ihrer Küche alles blitzt und blankt.

Scheinwerfer an den Schlachtfronten.

(Vom Committee on Public Information, Washington, D. C.)

Im vergangenen Herbst, als die siegreichen Oesterreicher die italienischen Soldaten aus ihren schwer errungenen Bergfesten vertrieben, besaß die geschlagene Armee eine Waffe, welche beständig verwertet wurde, um den Feind zu bedrängen und zurückzuhalten. Das war der elektrische Scheinwerfer, ein Neuling auf den Schlachtfeldern.

Mächtige Lichter wurden allnächtlich auf die vordringenden Oesterreicher gerichtet, sobald sie an einen Flußübergang kamen, oder aus anderen Gründen Halt machen mußten. Das hinderte und irritierte den Feind außerordentlich. Nicht nur, daß ernstliche Gefahr jede Bloßstellung seiner Operationen begleitete, litten auch ihre Nerven, wenn diese langen Lichtstreifen über ihre Gesichter und Hände huschten und alle Einzelheiten der Arbeiten, mit welchen sie beschäftigt waren, tagesheller Beleuchtung ausgesetzt wurden.

Die Verwertung von Scheinwerfern seitens unserer eigenen Expeditions-Armee bildet sich zu einem wichtigen Zweige des Ingenieurdienstes aus. Vor nicht langer Zeit machte der Kongreß eine Bewilligung von $1,000,000 zur Anschaffung von Scheinwerfern, sowohl für den Felddienst wie auch zur Bekämpfung von Flugzeugen. Die Lichter, welche zumeist zur Verwendung kommen, haben einen Durchmesser von 36 Zoll und eine Leuchtkraft von einer Milliarde Kerzen. Die Leuchtweite beträgt 10,000 Yards, oder fast sechs Meilen.

Als Scheinwerfer zuerst bei der Kriegsführung zur Verwendung gelangten, erwartete man, sie würden in erster Linie dazu dienen, die Schlachtfelder zu beleuchten. Der Plan ging dahin, das Licht auf die gegnerische Schlachtlinie zu werfen, um die vorrückenden Infanterietruppen bloßzustellen und das Terrain zu zeigen, über welches sie anrückten. Ein anderer Plan war, Reihen von Scheinwerfern parallel mit den Laufgräben aufzustellen, und das Terrain vor den Laufgräben zu bestreichen, die feindlichen Stacheldrahtverhaue zu beleuchten und feindliche Truppen, welche dieselben reparierten, bloßzustellen. Indes, keine dieser Verwertungen hat sich als besonders wichtig herausgestellt. Die Schwierigkeit lag darin, daß die Scheinwerfer von den feindlichen Geschützen beschossen wurden, sobald sie ihre Lichtstrahlen spielen ließen. Ebensowenig erwies es sich als praktisch, dieselben entlang den Laufgräben aufzustellen, weil dadurch dem Feinde mit großer Präzision die Windungen und Ausdehnung der Laufgrabenlinie gekennzeichnet wurden.

Neuerlich hat man jedoch durch Experimente festgestellt, daß es tatsächlich eine sehr nützliche Verwendung für Feld-Scheinwerfer gibt. Man benutzt sie jetzt, um das Vorrücken der feindlichen „Tanks" zu beobachten. Anstatt die Scheinwerfer-Apparate durch Pferde zur Stelle ziehen lassen, wie das im Anfang geschah, sind die neueren auf Motorwagen angebracht. Sie lassen den Leuchtstrahl nur eine oder zwei Minuten lang spielen, und dann werden sie sofort nach einem anderen Beobachtungsposten geschafft. Durch diese Methode wird der Scheinwerfer erfolgreich vor Zerstörung geschützt.

Die Scheinwerfer, welche zur Bekämpfung von Flugzeugen verwendet werden, sind der wertvollste Typ solcher Maschinen, die unseren Soldaten zur Verfügung stehen. Sie bilden unser wirksamstes Verteidigungsmittel gegen die niedrig fliegenden Nacht-Bombenwerfer der Deutschen. Antiflugzeug-Geschütze haben sich als nahezu hoffnungslos unzweckmäßig bei nächtlichen Ueberfällen erwiesen, und wäre es nicht um die langen Lichtfinger der Scheinwerfer, so würde der Feind imstande sein, bei Nachtangriffen schwere Schädigungen anzurichten, namentlich an Vorratshäusern und Munitionslagern.

Die Methode, welche zur Anwendung kommt, ist folgende. Man versucht mit dem Scheinwerfer feindliche Flugzeuge zu entdecken, wenn sie noch etwa fünf Meilen entfernt sind. Um dies zu ermöglichen, werden Scheinwerfer an Punkte, die wahrscheinlich angegriffen werden, gebracht. Sie werden in Löchern im Boden versenkt und mit Sandsäcken verbarrikadiert. Sowohl die Maschinen selbst, wie auch die Mannschaften, welche dieselben manipulieren, sind auf solche Weise gut geschützt.

Um die Annäherung von Flugzeugen zu entdecken, sind an dem Scheinwerfer-Apparat Lauschvorrichtungen angebracht. Diese können nach allen Seiten hin gedreht werden, um die Schallwellen aufzufangen, und diese Vorrichtungen vermögen die Position des Flugzeugs mit ganz merkwürdiger Genauigkeit festzustellen. Der Leuchtstrahl wird nicht eher geworfen, als bis man hinsichtlich der Position des Flugzeuges Gewißheit hat. Dann wird der Strahl plötzlich auf dasselbe losgelassen. Hat man einmal ein Bombenflugzeug fixiert, so kann dasselbe sich sehr schwer von dem Lichtfänger losreißen. Bombenflugzeuge sind verschieden von den Schachtflugzeugen; sie sind gezwungen, in ziemlich gerader Linie zu fliegen, sie können sich nicht drehen und schlängeln, um sich auf solche Weise den Strahlen des Scheinwerfers zu entziehen.

Das erste, was ein Flieger tut, wenn er von einem Lichtstrahl getroffen wird, ist, in die Höhe zu steigen. Darauf hat der Mann am Scheinwerfer gerade gewartet. Je höher er steigt, desto ungenauer wird sein Zielen beim Bombenabwerfen, und desto geringer also die Treffmöglichkeit. Ueberdies wird der Flieger durch das Licht geblendet und sein Sicherheitsgefühl ist dahin. Manchmal können die Anti-Flugzeuggeschütze ihn erreichen, oder einer unserer Flieger macht sich daran, ihn zu verfolgen. Aber selbst wenn die Scheinwerferabteilung weiter nichts erreicht, als den Flieger zu erschrecken und zu vertreiben, so hat sie damit einen Verteidigungsakt durchgeführt, welcher große Quantitäten von Vorräten und Munition vor Zerstörung bewahrt, von Menschenleben gar nicht zu reden.

Natürlich, die feindlichen Flugzeuge haben auch Kniffe entdeckt, um der Bedrohung durch Scheinwerfer zu entgehen. Einer derselben, der indes nicht häufig von Erfolg begleitet ist, geht dahin, daß der Flieger seine Maschine abstellt und hinabgleitet, um womöglich den Scheinwerfer außer Gefecht zu setzen. Ueberdies fliegen sie mit enormer Schnelligkeit, durchschnittlich 70 Meilen per Stunde, und es ist nötig, sie in einer möglichst weiten Entfernung zu entdecken, um sie noch zeitig genug abzufangen.

Die Scheinwerfer werden von regulären Kompagnien manipuliert, die in Sektionen abgeteilt sind, so daß sie detachiert werden können, wenn dies notwendig erscheint. Ein gründlich ausgebildetes Personal ist für diesen Dienst benötigt. Vollständige technische Kenntnisse sind für diese Leute unerläßlich, ebenso ein hoher Grad physischer Ausbildung und Standhaftigkeit, damit sie die Strapazen des nächtlichen Dienstes ertragen können. Kein anderer Dienst bietet soviel Abwechslung in Erfahrungen. Scheinwerferkompagnien sind an der ganzen Westfront, von Flandern bis zur Schweiz, postiert, und die einzelnen Sektionen werden häufig ausgetauscht. Als Offiziere sind denselben Techniker beigegeben, die sich auf Grund ihrer Ausbildung und Erfahrung im Elektrizitätsfach besonders dazu eignen.

Seitdem nächtliche Ueberfälle von den Deutschen als Spezialität praktiziert werden, um die Zivilbevölkerung in Aufregung und Angst zu versetzen, ist den Städten, welche in der Nähe der Front belegen sind, der Schutz einer Kreislinie von Scheinwerfern gewährt worden, welche den Himmel nach allen Richtungen hin bestreichen und den Kanonieren der Anti-Flugzeuggeschütze von der Annäherung eines Bombenflugzeugs Kunde geben. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln schlüpfen doch hie und da einzelne Flugzeuge durch, aber es wird mehr und mehr ungesund für feindliche Flieger, Razzias auf Städte und Ortschaften zu unternehmen, die sich dieser neuen Verteidigungsmaßnahme erfreuen.

Randglosse zu allerhand wissenschaftlichen Notizen.

In Costa Rica benutzt man Kanonen, die mit Sand geladen werden, zur Vernichtung der in Scharen auftretenden Heuschrecken. — (Sollten die russischen Artilleristen von Offizieren aus Costa Rica befehligt gewesen sein?)

Mit einer Alaunlösung kann man Licht- und Lampenschirme aus Papier feuersicher machen. — (Ein gänzlich überflüssiges Verfahren im Zeitalter der elektrischen Glühlampen.)

Englischen Chemikern ist es gelungen, Stärke aus Süß-Kartoffeln zu gewinnen. — (Nun weiß man doch endlich, wozu die Süß-Kartoffeln gut sind.)

Stricken im Bett ist, nach Ansicht eines Berliner Spezialisten, ein vorzügliches Beruhigungsmittel für müde Nerven. — (Wir wissen ein besseres Mittel, das namentlich im Bett angewendet wird: Schlafen.)

Die Statistik beweist, daß die amerikanischen Telephonmädchen den Ruf zwei Sekunden rascher beantworten als ihre englischen Kolleginnen. — (In unserer Telephonzentrale scheinen nur Engländerinnen, und schwerhörige obendrein, beschäftigt zu sein.)

Um den Druck auf Nase oder Ohren zu vermeiden hat ein Erfinder in Nebraska Augengläser konstruiert, die, von einem Kopfband hängend, frei vor den Augen schweben. — (Eine treffliche Idee! Nur eins möchten wir wissen: übt dieses Kopfband garkeinen Druck auf den Kopf aus? . . . . oder ist der Kopf eines Nebraskaers weniger empfindlich als seine Nase und Ohren?)

Die indische Regierung hat die Qualität der Baumwolle verbessert, indem sie den Pflanzern besseren Samen lieferte und sie bewog, moderne landwirtschaftliche Maschinen zu gebrauchen. — (Das ist kein Beweis des Fortschritts, ist nur ein Beweis für die Rückständigkeit der indischen Pflanzer; hier weiß der kleinste Farmer, daß guter Samen und moderne Maschinen die Grundlage des Erfolges sind.)

Ein französischer Gelehrter behauptet, man könne aus den Haaren auf die Bildungsstufe des einzelnen Mannes schließen; seiner Ueberzeugung nach stehen Haare in engster Beziehung zur Körperkraft und zu den Geistesfähigkeiten. — (Und wie steht es denn mit den Kahlköpfen und den Perückenträgern?)

Der große Unbekannte.

Kriminalroman von Wilhelm Kranzhoff.

(10. Fortsetzung.)

„Aber jetzt setzen Sie sich hierhin und erzählen Sie mir die ganze Geschichte, wie sie sich zugetragen hat. Ich kenne Sie vielleicht besser, als Sie ahnen. Ueberdies haben Sie mich ja schon früher in manche Dinge eingeweiht, und so kann ich halb und halb erraten, wie das alles gekommen ist. Waren Sie nicht im Unfrieden von Ihrem Onkel fortgegangen?"

„Ja."

„Ich erinnere mich noch sehr gut, als Sie mir davon erzählten. Den Grund haben Sie mir verschwiegen, und ich frage auch jetzt nicht danach. Aber hatten Sie sich später wieder mit Ihrem Oheim versöhnt?"

„Nein — nein; im Gegenteil, die Kluft erweiterte sich noch, als ich in die Heimat zurückkehrte."

„Sehen Sie, das ist schon ein Grund zu dem häßlichen Verdacht, den man jetzt auf Sie geworfen — Ihr Oheim hatte sich inzwischen wohl verheiratet?"

„Ja, und zwar — o Sie kennen sie ja! — mit Elly Bertram!"

„Mit wem? — Mein Gott, wie ist das möglich!"

„Ich selbst war mittelbare Ursache. Sie wissen ja, wie ich damals zu dem Mädchen stand. Ich meinte es ehrlich; aber der Rausch verflog ebenso schnell, wie er entstanden war."

„So etwas erwartete ich schon damals. Diese Damen vom Variete mögen immerhin einen jungen, unerfahrenen Menschen für einige Zeit bezaubern, aber bei wem eine solide Grundlage vorhanden ist, der wird ihnen sehr bald wieder den Rücken kehren."

„Ich weiß nicht, ob Sie in bezug auf mich richtig urteilen; sicher ist, daß ich bald erkannte, daß ich sie und ihre Kunst viel zu — zu ideal beurteilt hatte. Ich sagte mir schließlich, daß ich entweder mit ihr oder mit allen bis dahin gepflegten Grundsätzen brechen müsse. Ich mußte mich von ihr lossagen, und ich tat es gründlich, obwohl der Kampf kein geringer war."

„Ich kann es mir denken. Der bessere Mensch in Ihnen aber siegte, zu Ihrem Glück."

„Aber daß ich sie nur kennen gelernt hatte, sollte mir zum Verhängnis werden. Das war in Milwaukee, wie Sie wissen. Ich kam danach auf die Farm und sah und hörte nichts mehr von ihr, bis — bis — "

„Bis Sie vernahmen, daß Ihr Oheim sie geheiratet habe. Aber wie war das möglich? Wie ging das zu?"

„Ich weiß es nicht. Ich hatte ihr wohl schon zu viel von meinen Verhältnissen anvertraut. Dies benutzte sie dann, um ihre Ziele zu erreichen."

„Sie wußte wohl, was Sie auch mir anvertraut hatten?"

„Mehr, sie wußte alles! — Aber warum erzähle ich Ihnen das alles jetzt?"

„Es ist sehr gut, daß Sie es tun Da ich das eine weiß, brauchen Sie das andere auch nicht vor mir zu verbergen. Sie machten, zurückgekehrt, Ihrem Oheim Vorstellungen über das, was er getan?"

„Ich hielt es für meine Pflicht, ihn noch vor der Heirat über alles aufzuklären. Ein Jugendfreund in der Heimat, mit dem ich immer in Briefwechsel gestanden, hatte mich über das Bevorstehende in Kenntnis gesetzt, und als ich aus dessen Schreiben die Gewißheit erhielt, wer die Verlobte meines Oheims war, da teilte ich ihm brieflich die Sache mit, indem ich ihn vor dem verhängnisvollen Schritte warnte. Da aber meine wiederholten Schreiben, trotz der flehentlichsten Bitten um Antwort, unberücksichtigt blieben, entschloß ich mich zuletzt, in die Heimat zurückzukehren, um vielleicht persönlich zu bewirken, was mir aus der Ferne nicht gelang. Ich kam zu spät! fand überdies meinen Oheim unzugänglicher denn je. Ja mehr noch: er bezichtigte mich der unlautersten Absichten, behauptete, daß ich ihm sein Glück nicht gönne und dergleichen mehr; kurz, ich fand, daß die Sängerin sich vorgesehen, meinen Oheim gründlich gegen mich bearbeitet und in diesem Bestreben ein williges Werkzeug in meinem einzigen Feinde, dem Prokuristen Löbe, gefunden hatte. So wurde der Bruch denn vollständig, die Kluft unüberbrückbar. Mein Oheim verwies mich seines Hauses."

„Der Unglückliche! Und Sie blieben dennoch in der Heimat?"

„Ich blieb. Ich weiß selbst nicht, was mich eigentlich alles zurückhielt — ein grenzenloses Mitleid mit dem Verblendeten, die Sorge, die Angst um ihn, meinen Wohltäter, der er doch gewesen — ich liebte ihn trotz allem fast wie meinen leiblichen Vater. Es war mir, als ahnte ich, daß es zu einer Katastrophe mit ihm kommen müßte. — Und dann —?"

„Dann?"

„Ich ging sehr viel bei meinem Freunde ein und aus und war nur allzu bereit, mich von diesem zum Bleiben überreden zu lassen. Ich überwand sogar meine Abneigung gegen meinen ursprünglichen Beruf und trat bei einem Großkaufmann in Stellung. Doch ich will nicht verhehlen, daß auch eine Schwester meines Freundes bei alledem von Einfluß war."

„Ah — Sie liebten dieses Mädchen?"

„Erst nachdem ich von ihr getrennt bin, nachdem ich sie nicht jeden Tag mehr sehe, bin ich mir dessen bewußt geworden. Aber das alles kann für Sie von keinem Interesse sein."

„Doch wohl, es interessiert mich ganz besonders, zumal dieses, Ihr letztes Geständnis. Aber was den Hauptpunkt anbelangt, denjenigen, der sich auf den Steckbrief bezieht, darüber haben Sie mir noch nichts mitgeteilt. Ich errate zwar, daß Ihr Oheim von unbekannter Hand ermordet wurde, vielleicht um ihn zu berauben oder aus einem sonstigen Grunde, und da das Gericht in solchen Fällen alles früher Vorgefallene in Erwägung zu ziehen pflegt, so mußte sich, weil der wirkliche Täter unentdeckt blieb, der Verdacht naturgemäß auf Sie lenken. Es wundert mich nur, wie es Ihnen trotzdem gelingen konnte, zu entfliehen."

„O, es hat merkwürdig genug dabei zugegangen," gestand Hartmann indem er sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne trocknete „Hätte nichts anderes wie mein und meines Oheims Vorleben gegen mich gesprochen, so hätte ich sicher nicht daran gedacht, mich durch die Flucht den Gerichten zu entziehen. Aber es lagen weit gewichtigere, greifbarere Verdachtsgründe gegen mich vor denen gegenüber alle Unschuldsbeteuerungen wirkungslos bleiben mußten!"

Er begann hierauf von seinen Erlebnissen zu berichten, von dem geheimnisvollen Domino, der ihn gerufen, von seinen Entdeckungen im Garten des Oheims und von seiner Flucht.

Reichenbach hörte sehr aufmerksam zu. Zuletzt stand er auf und maß mit langen Schritten das Zimmer Die Seltsamkeit dessen, was Hartmann ihm erzählte, brachte den von Natur ruhigen Mann in Erregung. Wenn das alles wahr war, was er da vernahm — und er glaubte, Hartmann genügend zu kennen, um an seinen Worten nicht zweifeln zu können —, so war der junge Mann das Opfer eines ebenso furchtbaren wie schlau ausgedachten Planes geworden.

„Merkwürdig genug allerdings ist das alles, daß es einem weniger Eingeweihten unglaublich erscheinen muß," versetzte er endlich nachdenklich, „und ich begreife sehr wohl, in welcher verzweifelten Lage Sie sich befinden. Aber ich vermute, Sie haben es unterlassen, dem Staatsanwalt neben Ihren Erklärungen auch anzugeben, was Sie ursprünglich mit Ihrem Oheim entzweite."

Hartmann erhob sich mit einer nervösen Bewegung.

„Ja, das habe ich verschwiegen," entgegnete er. „Ich könnte nicht davon reden, ohne meinen Oheim, dem man ein ehrendes Andenken bewahrt, vor der ganzen Welt bloßzustellen. Er hatte gefehlt, sich schwer vergangen; aber niemand außer mir weiß und kann es verstehen, wie so sehr falsche Anschauungen ihn geleitet haben. Er war ja auch nicht allein der Schuldige, seine Berater und gewissenlose Freunde waren zehnmal schlimmer. Aber ihn allein würde man verdammen; sein Name würde an den Pranger gestellt — und er war mein Oheim, mein Pflegevater, und vor allem der Gatte einer der edelsten Frauen, meiner Erzieherin, die ich liebte und verehrte."

„Ich möchte Ihnen gerne raten, Herr Hartmann, ehrlich als Freund," entgegnete Reichenbach mit tiefem Ernst. „Aber ich kann ein so großes Vertrauen mit Ihnen nicht fordern, daß Sie —". Eine unwillkürliche Bewegung Hartmanns ließ ihn einhalten.

„Ich danke Ihnen, Herr Reichenbach", sagte dieser mit mühsam beherrschter Stimme. „Mein Vertrauen ist ein unbegrenztes; in dieser Stunde erst lernte ich Sie wirklich ganz kennen. Und darum — darum sollen Sie auch das wissen, was ich bis jetzt noch keinem Menschen anvertraut. Ihrem Urteil werde ich mich unbedingt fügen, gleichviel wie es lauten wird."

Beide Männer waren an das Fenster getreten und Reichenbach hatte die Hand seines jungen Freundes in die seine genommen.

In diesem Augenblicke ertönte vom Hofe her die Stimme Bittners, und hinausblickend bemerkte Reichenbach im Tones des Bedauerns:

„Meine Tochter, Herr Hartmann. Ich vermute, sie wird mit meinem Neffen sogleich heraufkommen. Ich möchte dem Kinde keine Ursache zur Beunruhigung geben — somit müssen wir alles weitere für eine spätere Zeit aufsparen."

„Ja, ja," entgegnete Hartmann erregt, und mit einem plötzlichen Gefühlsausbruch preßte er die Hand Reichenbachs zwischen seinen Fingern und fügte in heißem Tone hinzu: „Haben Sie Dank, Herr Reichenbach, tausend Dank!"

„Nur nicht den Mut verlieren," entgegnete der alte Herr in jovialem Tone, „morgen vormittag erwarte ich Sie wieder. Dann sprechen wir weiter darüber."

Und mit einem freundlichen und ermunternden Lächeln entließ Reichenbach den jungen Mann, der mit den wärmsten Gefühlen für den Freund davonging.

Neuntes Kapitel.

Der Polizeidetektiv Lerot war ein merkwürdiger Mann. Obgleich sein Beruf, soweit er von seinen Vorgesetzten mit dieser oder jener schwierigen Aufgabe betraut wurde, Arbeit und Gefahr genug mit sich brachte, konnte er es sich dennoch nicht versagen, bisweilen noch ein übriges zu tun, und gewissermaßen privatim, seine Beobachtungen noch auf diese oder jene Personen auszudehnen, die zu verfolgen seine Vorgesetzten keine Veranlassung fanden oder nicht für erforderlich hielten. Er hatte auch schon Rügen einstecken müssen; aber da er durch seine „Extravoganzen" der Behörde schon mehrfach wichtige Dienste geleistet und er überdies ein gewiegter und erprobter Beamter war, ließ man ihn gewähren. Nutzten seine Spekulationen nichts, so schadeten sie auch nichts. Einmal allerdings hatte ein Kollege, offenbar neidisch auf die vielen Erfolge Lerots, diesen beschuldigt, daß er nicht immer mit ehrlichen Mitteln arbeite und nebenher auch noch sein Geschäftchen mache. Es war Lerot jedoch nicht schwer gewesen, die Haltlosigkeit einer solchen Beschuldigung nachzuweisen, wobei er großmütig genug war, seinem Beleidiger zu verzeihen.

Der „Fall Dornemann" gab nun Lerot wieder reichlich Gelegenheit, seiner Gewohnheit zu folgen, und zwar war es jener, auf Veranlassung des Staatsanwaltes wieder auf freien Fuß gesetzte Friedrich Hölcher, den er zunächst nebenher aufs Korn nahm. Der Umstand allein, daß dieser Mann bei seiner Vernehmung nicht über alle seine Angelegenheiten Aufschluß gegeben und demnach etwas zu verheimlichen hatte, deuchte ihn Grund genug, ihn im Auge zu behalten.

Da er nur auf gelegentliche Beobachtungen angewiesen war, mietete er ein Zimmer in unmittelbarer Nachbarschaft Hölchers, mit der Absicht, dies vorübergehend zur Wohnung zu benutzen; und es gelang ihm in der Tat schon bald, von dem Fenster dieses Zimmers aus festzustellen, daß Hölcher jeden Morgen um dieselbe Zeit das Haus verließ, und abends regelmäßig um dieselbe Stunde zu seiner Wohnung zurückkehrte. Das Glück war ihm überdies insofern günstig, als die Wohnung Hölchers in dem schräg gegenüberliegenden Hause sich im ersten Stock befand, während sein eigenes Zimmer im zweiten Stock lag. Er konnte also, wenn nicht besondere Umstände dem entgegenstanden, bequem zum Fenster Hölchers hineinsehen und einen Teil von dessen Wohnung überschauen.

Das Leben des jungen Mannes schien ein geregeltes. Außer wenn er ins Geschäft mußte, ging er nur wenig aus, und ebenso vermochte Lerot zu erkennen, daß er nur selten Besuche empfing.

(3. Fortsetzung.)

— **Der Protz.** „Der berühmte Chirurg Meyer ist ja auch zu Tisch geladen, Herr Kommerzienrat?"

„Ja, der soll den Kapaun tranchieren."

— **Was wir wollen.** „Glauben Sie denn, daß alles eintreffen wird, was Ihnen die Zigeunerin Schönes prophezeit hat?"

„Glaub'n tu is' net, aber g'freun tut's mich doch!"

In Wien mußte früher jeder Hausbesitzer, der ein zweites Stockwerk hatte, dieses unentgeltlich einem Hofbediensten einräumen.

— **Praktisch.** Herr: „Also Sonntags ist Ihre Kegelbahn an fünf Schneidergesellen vermietet; können die die Kugeln auch heben?"

Wirt: „O ja, sie schieben nämlich immer zu zweien an einer Kugel!"

— **Zu viel verlangt.** „Aber, Willy, der schöne, große Phonograph, den ich dir erst gestern geschenkt habe, geht ja schon nicht mehr!"

„Ja, Onkel, ich wollte Tante Fannys Kaffeekränzchen aufnehmen — und das hat er nicht ausgehalten!"

Allerlei für's Haus.

Reinigen von weißen Wollstoff-Kleidern. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen von weißen Glacée-Handschuhen, doch sind dieselben öfters zu erneuern. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Prozedur tüchtig aus und bürstet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Salbe aus Gurkensaft, die das ganze Jahre hindurch gute Dienste leisten kann, wird wie folgt zusammengesetzt: 2 Teile Gurkensaft (natürlich ungesalzen) werden mit einem Teil Glycerin und einigen Tropfen Benzoe-Tinktur vermischt.

Das Abspringen von Tapeten zu verhüten, namentlich in Räumen welche wechselnden Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, empfiehlt es sich, die Tapeten mit einem auf folgende Art bereiteten Kleister aufzukleben: Man weicht 18 Pfund Bohlus (eine Art Tonerde), nachdem er klein geklopft worden ist, in Wasser ein und schüttet sodann das darüber stehende Wasser ab. Hierauf werden 1½ Pfund Leim zu Leimwasser gekocht und mit dem erweichten Bohlus gut gemengt, darauf noch 2 Pfund Gips zugemischt und dann die Masse mittels eines Pinsels durch einen Seiher getrieben. Hierauf wird die Masse mit Wasser bis zur Konsistenz eines dünnflüssigen Breies verdünnt und damit die Tapeten bestrichen. Sie werden dann nie abspringen, wenn auch die Temperatur in den Räumen noch so feucht ist.

Klassifizierte Anzeigen!

Verlangt: Mädchen für allgemeine Hausarbeit. Drei in Familie. Kein waschen. Wünschen Mädchen, welches Nachts in ihrem Heim bleiben kann. Telephoniert Colfax 3254 oder 2313 Ogden Avenue. 9-20-18

Achtung! Achtung!
Wir reparieren und polieren alle Sorten Möbel und flechten Rohrstühle. Adolph Karaus, 2910 Farnam Straße. Tel. Harney 1062. 9-23-18

Zu vermieten. Schöne möblierte Zimmer, mit oder ohne guter Kost; Zimmer für Al-Tar-Ben Besucher zu mäßigen Preisen. Kinder sind kein Hindernis. Frau Clara Neumann, 2717 südliche 15. Straße. 10-11-18

Kost und Logis.
Das preiswürdigste Essen bei Peter Rump. Deutsche Küche. 1508 Dodge Straße, 2. Stock. tf

Kost und Wohnung
Anständige Arbeiter finden gutes Heim, saubere Betten, wenn gewünscht auch gute deutsche Kost für einzelne Tage oder bei der Woche, bei Frau Naumann, 2715 So. 15. Straße.

Glück bringende Trauringe bei Brodegaards, 16. und Douglas Str.

Ford Automobile zu verkaufen.
Fords umgetauscht; neue und gebrauchte Fords zu verkaufen; Ford Karosserien, Touring und Roadster. Händler für den Kelsey „Stream Line Body". Wir machen Ihre alte Ford neu. Cars gegen Bar oder auf Teilzahlung. Alle Autos mechanisch garantiert. Sol. S. Goldstrom Co., 2867 Farnam Straße. Harney 6546. 10-15-18

Auto-Tires.
Neue Tires zum halben Preis:
Ford Schläuche $2.35.
30 bei 3 Republic Tires $9.75.
30 bei 3½ McGraw $13.25.
32 bei 3½ McGraw, Nonskid, 15.75
Kaimans' Tire Jobbers,
1721 Cuming Straße. tf.

Kopfkissen und Matratzen.
Omaha Pillow Co.—Federn gereinigt und umgearbeitet in neue federdichte Ziechen. 1907 Cuming Str., Tel. Douglas 2467. tf

Detektivs.
James Allen. — 312 Neville Bldg. Beweise erlangt in Kriminal- und Zivilfällen. — Alles streng vertraulich. — Tel. Tyler 1136. Wohnung, Douglas 802. —tf.

Reliable Detective Bureau,
Railway Exchange Building
15. und Harney Straße.
Beweise geliefert. Wir engagieren „zuverlässige" Geheimpolizisten. Tag Phone Douglas 2056, Omaha, Neb. 10-4-18

Elektrisches.
Gebrauchte elektrische Motoren.—Tel. Douglas 2019. Le Gron & Gray, 116 Süd 13. Str.

Advokaten.
H. Fischer, deutscher Rechtsanwalt und Notar. Grundakte geprüft. Zimmer 1418 First National Bank Building.